

SHERLOCK HOLMES UND DER WERWOLF VON LONDON

In dem dreiteiligen Spiegel aus dem Ankleidezimmer, den Mutter mir hinterlassen hat, kann ich mich in ganzer Größe und sogar von der Seite sehen. Wenn diese drei Spiegel sprechen könnten, was würden sie berichten? Sicherlich würden sie von dem weißen Körper meiner Mutter erzählen, der unsagbar vollendet war. Ich weiß das, denn außer dem Porträt von Casimiro Castro, das früher im Speisezimmer hing und das meine Mutter in großer Toilette und mit einem Brillantencollier in ihrem hinreißenden Dekolleté zeigt, malte Castro noch ein weiteres, nur für die Augen ihres Ehemannes – meines Vaters – bestimmtes Bild. Es hing an der Innenseite des Kleiderschranks im ehelichen Schlafzimmer, wo er es betrachten konnte, wann immer er dazu Lust verspürte – oder wann immer er Lust verspüren wollte.

In geradezu mythologisch wirkender Nacktheit, mit gelösten Haaren, tritt Mutter wie eine antike Göttin auf diesem Bild auf mich zu. Schau her, so bin ich!, scheint sie zu sagen. Dabei zeigt sie ihre geöffneten Handflächen. Sie lenken den Blick des Betrachters auf ihren Schoß, den sie von allen Haaren befreit hat. Ungeschützt scheint er in ihren Händen zu liegen wie etwas kostbar Zerbrechliches, das gleichwohl stark ist. Heimlich schaue ich es mir an, wann immer ich Gelegenheit dazu finde.

Nun steht ihre Tochter vor diesem Spiegel. Himmel, welch

ein Unterschied! Der Anblick treibt mir die Tränen in die Augen. Ganz unbewusst nehme ich dieselbe Haltung ein wie sie auf dem geheimen Bild. Schau her, so bin ich!, sage auch ich, aber ich bin nicht zu sehen. Was da zu sehen ist, ist ein unglückliches Tier in einem Pelz, den es nicht ausziehen kann.

Meine gesamte Haut ist mit schwarzem Fell bedeckt, meine Schenkel, mein Gesicht, mein Rücken, sogar die Ohren. Kahl sind nur die Fußsohlen, die Handflächen und die Augenlider. Ich gleiche einer Äffin. Meine Zähne scheinen lang wie bei einem Wolf, aber nur, weil mein Zahnfleisch zurückweicht. Die Augen, die so oft weinen, sind die einer Menschenfrau. Sie bitten Gott um Gnade und stellen ihm furchtbare Fragen. Warum hast Du mich, Du schrecklicher Gott, so entsetzlich aussehen lassen? Warum durfte ich keine gewöhnliche Frau sein? Einen guten Mann finden, der in Liebe um mich freit? Kinder haben? War DAS, Gott, Dein Wille?

Ich brauche meine Aufzeichnungen nicht zur Hand zu nehmen, denn das Jahr, in dem sich der folgende Fall zutrug, hat sich erstens unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt und kann zweitens in jeder Literaturgeschichte nachgelesen werden. Alles begann mit dem Erscheinen eines inzwischen weltberühmten Romans. Es war das Jahr 1897, und der Held des Romans war ein widernatürliches Scheusal, ein untoter Blutsauger aus Transsilvanien, mit einem Wort, ich spreche von Bram Stokers *Dracula*.

Leider gab es nur wenige Leser, denen das Buch auf Anhieb gefiel. Zu diesen Lesern gehörte ich. Die Kritiker dagegen waren sich einig. Sie lehnten den Roman als got-

teslästerlich ab und behandelten ihn, als wäre er ein Werk von Marie Corelli.* Eine besonders dümmliche Kritik entdeckte ich kürzlich beim Durchblättern meiner *Dracula*-Ausgabe wieder. Ich hatte sie aus irgendeiner Zeitung minderer Qualität herausgerissen und hineingelegt. Der Rezensent M. Arilane verriss den Roman auf das Gründlichste, gab aber unumwunden zu, ihn überhaupt nicht zu Ende gelesen zu haben. *Zu der Auflösung der ganzen Mysterien kann ich nichts sagen, denn nach 120 Seiten hatte ich genug.*

Obwohl es sich bei M. Arilane möglicherweise um eine schreibende Amazone handelte, so denke ich noch heute, was ich damals dachte, nämlich dass ein hohles Geräusch, das beim Zusammenstoß eines Buches mit einem Kopf zustande kommt, nicht notwendigerweise vom Buch herühren muss.** Oder wie unser Freund George Bernard Shaw schon so richtig sagte: *Wer kann, der kann. Wer nicht kann, wird Kritiker.*

Ich dagegen war restlos begeistert, zumal der Held van Helsing ähnliche Methoden anwendet wie mein Freund Sherlock Holmes. Van Helsing bedient sich bei der Jagd nach dem blutrünstigen Grafen unter anderem eines Photographen, eines photographischen Apparates und sogar eines Telephons. Das Interessanteste für mich als Arzt aber war eine Idee, deren Umsetzung der Medizin damals noch

*Marie Corelli, eigentlich Mary Mackay (1855-1924), Verfasserin aufregender Liebesromane, die Queen Victoria sehr schätzte. Wegen der ständigen Ablehnung weigerte sich Corelli einmal, Kritikern Rezensionsexemplare zukommen zu lassen. Keine schlechte Idee!

**Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799)

gar nicht möglich war. Zur Rettung der vom Vampirismus befallenen Lucy nimmt van Helsing – wenngleich vergeblich – eine Blutübertragung vor. Ich war nicht zuletzt darum beeindruckt, weil damals die Medizin nur in äußersten Notfällen zu Blutübertragungen schritt, denn die Blutgruppen – Voraussetzung für eine erfolgreiche Transfusion und heute medizinisches Grundwissen – waren damals noch nicht entdeckt. *Dracula* war also nicht nur ein Schauerroman, sondern gehörte auch ein wenig in die Sparte futuristischer Literatur, wie sie Jules Verne damals in Frankreich schrieb, ein alter Bekannter von Sherlock Holmes übrigens.*

Leider durfte Bram Stoker – anders als Monsieur Verne – den literarischen Ruhm nicht mehr selber auskosten. Er starb 1912, vergessen und erschöpft. Erst zehn Jahre nach seinem Tod, im Jahr 1922, erschien in Deutschland der Film *Nosferatu*, der auf Stokers Roman fußte. Und plötzlich wurde dieser von vielen gelesen. Die Leser sprachen von den Vampiren und Menschengurgeln und meinten, halb im Scherz, halb im Ernst, Spuren ihres unheilvollen Wirkens am eigenen Hals entdeckt zu haben. Manche hängten Knoblauchkränze über Fenstern und Türen auf und trugen silberne Kreuze um den Hals, die geschäftstüchtige Juweliere feilboten. Unter den modebewussten jungen Herren der Gesellschaft erfreuten sich Spazierstöcke mit silbernen Griffen in Form von Wolfsköpfen und mit schweren Bleispit-

*Sherlock Holmes soll, wie Dr. Watson an anderer Stelle einmal erwähnt, Jules Verne einst einen kleinen Dienst erwiesen haben. Worum es sich dabei handelte, ist nicht überliefert. Vgl. *Sherlock Holmes und Old Shatterhand* in SNOB Nr. 31, Sommer 2005, S. 31-39.

zen zur Abwehr der Wiedergänger wachsender Beliebtheit. Sogar angesehene Professoren der Geschichtswissenschaft, ja selbst der Theologie, waren sich nicht zu schade, mit halbwegs skeptischen Vorworten versehene Auszüge aus Dom Calmets *Dissertation sur les apparitions des esprits, et sur les vampires ou les revenans de Hongrie, de Moravie etc.* von 1746 herauszugeben, oder entsprechende Textstellen aus dem *Mercur galant* von 1693 und 1694. Das Publikum schätzte sie jedoch nur um der Sensation willen.*

Aber so weit war es 1897 noch lange nicht! In einem Paket, das ein Botenjunge abgegeben hatte, lagen zwei druckfrische *Dracula*-Erstausgaben, signiert von des Autors eigener Hand. *Sherlock Holmes mit Dank in tiefer Verehrung überreicht*, stand da mit krakeliger Handschrift in dem einen Buch. Das war ungeachtet der Dienste, die ihm Holmes seinerzeit geleistet hatte**, sehr zurückhaltend formuliert. *Dem lieben und verehrten Dr. Watson in immerwährender Dankbarkeit überreicht von Bram Stoker*, las ich nicht ohne Befriedigung und Wohlgefallen in dem mir zugedachten Exemplar.

Und überhaupt, das Buch! Vom ersten Kapitel an schlug es mich in seinen Bann. Rot glühende Ohren hatte ich zum letzten Mal wohl bekommen, als ich zwölf- oder dreizehnjährig James Fenimore Cooper las. Jetzt saß ich wieder, jede freie Minute nutzend, im Lehnstuhl unseres Wohnzimmers.

*Diese Passage entstammt hörbar dem SWF-Rundfunkessay *Vampire, Geister, Nekrophile. Archaische Mythen in der modernen Literatur* von Gabrielle Wittkopp-Ménardeau (1920-2002).

**Siehe Nicholas Meyer, *The West End Horror* (1976, dt. *Der Mann des Schreckens*, 1977).

Ich vergaß über meine Lektüre Tabak, Speis und Trank, vergaß meine Umgebung und saugte, um im Bilde zu bleiben, Seite um Seite buchstäblich in mich hinein. Sherlock Holmes nahm sein Exemplar mit in sein Schlafzimmer, wo er es offensichtlich ebenfalls las, danach aber achtlos im Wohnzimmer herumliegen ließ. Als ich es versehentlich in die Hand nahm, entdeckte ich in seiner präzisen Handschrift mit Bleistift auf den Rand geschriebene Anmerkungen. *Dracula* gefiel ihm allerdings gar nicht.

„Genauso wenig wie diese Machwerke hier!“ Er deutete auf das Regalbrett, auf dem ich meine Privatlektüre verwahren durfte. Langsam glitt sein Finger die Buchrücken entlang. „Mary Wollstonecraft Shelley, *Frankenstein*. Na ja, immerhin in der revidierten zweibändigen Ausgabe von 1823. Ann Radcliff, *Der Italiäner*. Frauen scheinen eine gewisse Affinität für solche Art Literatur zu haben. Hopp-la, was haben wir denn da? Robert Louis Stevenson, *Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr Hyde*, 1886. Originalausgabe, immerhin! Ah, Sie haben 1888 hier in London die Bühnenfassung von Thomas Russell Sullivan gesehen! Schön, dass Sie die Theaterzettel immer so ordentlich in die Bücher hineinlegen. Ein wahrhaft interessantes Buch. Stevenson hat hier etwas beschrieben, was in der Wissenschaft vom Menschen noch eine große Rolle spielen wird, nämlich dass in jedem Menschen im Grunde zwei Persönlichkeiten stecken, die voneinander gar nichts wissen. In Wien forscht ein Seelenarzt daran, ein Doktor Freud. Man wird noch viel von ihm hören. Denken Sie an meine Worte, Watson!“

„Sie meinen sicher Sigmund Freud, aber das ist meiner Meinung nach ein Scharlatan!* Die menschliche Seele lässt sich nicht mit den Mitteln der Medizin erforschen, wie mit einem Skalpell zergliedern und wie ein unbekannter Kontinent kartographieren!“

„Wir werden sehen“, antwortete mein Freund. „Aber von dem, was Sie da lesen, wird spätestens nächstes Jahr niemand mehr sprechen.“

„Immerhin hat mein Exemplar dank der Widmung bibliophilen Wert“, gab ich zurück.

„Aber man bemerkt schon bei kursorischer Lektüre, dass Mister Stoker seinen Helden van Helsing unübersehbar mit eben jenen Zügen ausgestattet hat, die Sie in Ihren unvergleichlichen Schilderungen unserer gemeinsamen Erlebnisse mir so freigiebig zuzuschreiben geruhen. Man könnte angesichts einiger Passagen glauben, man läse Doktor Watson anstatt Bram Stoker.“

„Wenn das so wäre, würde ich mich geehrt fühlen. Aber selbst Sie dürften doch gemerkt haben, dass es sich durchaus um einen höchst originellen Roman handelt, selbst wenn ihn bornierte Kritiker nicht zu schätzen wissen.“

„Sie sollten lieber etwas Wertvolles, Instruktives lesen, Watson“, fuhr er fort, zog ein kleines Büchlein aus seiner Seite des Regals und hielt es mir unter die Nase. „Da, zum Beispiel Mark Twain, der ebenso unterhaltsam wie belehrend zu schreiben versteht. Die Geschichte vom verrückten

*Dr. Watson war auch schon einmal anderer Meinung! Vgl. Nicholas Meyer: *The Seven Percent Solution* (dt. *Kein Koks für Sherlock Holmes*, beides 1976).

Wilson. Für verrückt wird dieser Wilson gehalten wegen seiner von Freunden und Bekannten leider völlig verkann-ten Angewohnheit, die Fingerabdrücke seiner Mitmenschen auf Glasplatten zu sammeln. Eines Tages kann er mit die-ser Sammlung die Unschuld eines zu Unrecht Verdächtigen beweisen, den wahren Schuldigen überführen und sogar noch nachweisen, dass man ein Kind vertauscht hat. Ich empfehle es allerwärmstens Ihrer geschätzten Aufmerksam-keit.“

Ich blätterte das kleine Buch mit dem blauen Pappma-ché-Einband achtlos durch. „Mein Gott, belehrend!“, ant-wortete ich. „Haben Sie kein Erbarmen mit einem geplag-ten Arzt und Autor, der wenigstens eine halbe Stunde am Tag entspannen will?“

„Doch, doch, lieber Doktor, das habe ich. Aber muss man sich als kultivierter Mensch, als promovierter Mediziner sogar, ausgerechnet bei Schundliteratur wie *Dracula* ent-spannen? Gehen Sie doch ins Konzert oder spielen Sie eine Partie Whist in Ihrem Club. Man muss sich ja seines Haus-genossen schämen!“

„Ich kenne da jemanden, der tut zur Entspannung viel üblere Dinge“, entgegnete ich bissig. „Was müssten sich des-sen Hausgenossen erst schämen!“

„Sie meinen fraglos Kelberg, den Sadisten?“

„Nein“, giftete ich, „ich meine fraglos Holmes, den Kokai-nisten. So, und nun lassen Sie mich gefälligst in Ruhe! Gehen Sie doch selber ins Konzert oder spielen meinethalben eine Partie Whist! Ich möchte jetzt lesen.“

Das Jahr 1897 erlebte nicht nur die Geburt eines Stücks Weltliteratur, sondern auch einen brütend heißen Sommer, der die Stadt regelrecht zum Dampfen brachte und im Verein mit den Hunderttausenden von rußenden Schornsteinen und Essen der Stadt einen förmlichen Dauernebel verursachte, der nur gelegentlich von den heftigen Sommergewittern vertrieben wurde, in denen sich die aufgestaute Hitze entlud. Dieser Dauernebel legte sich nicht allein, Husten und Heiserkeit verursachend, dumpfig auf Lunge und Bronchien, sondern auch aufs Gemüt, besonders bei meinem Freund und Hausgenossen. Holmes, so aktiv wie schon seit Langem nicht mehr, entwickelte aber Launen wie eine Operndiva. Diese Launen reizten mich bis aufs Blut, weil ich den Abenteuern Jonathan Harkers, van Helsings und Mina Murrays zu folgen versuchte.

Vor Kurzem hatte Holmes einige schwierige, ja bizarre Probleme lösen können, darunter das des Vampirs von Sussex, über das ich sicherlich irgendwann noch einmal berichten werde. Was sich zunächst wie ein übernatürliches Phänomen ausgenommen hatte, konnte bei Licht betrachtet – leider, muss ich sagen – mit den Mitteln des Verstandes auf völlig befriedigende Weise geklärt werden.

„Ihrem Sinn für Romantik dürfte das schwerlich entgegenkommen“, spottete Holmes einige Zeit später, als die vermeintliche Vampirin beim Ordnen meiner Notizen noch einmal zur Sprache kam.

Ich konnte nicht umhin zuzugeben, dass mir zur Ab-

wechslung ein echter Vampir durchaus nicht unwillkommen gewesen wäre. „In der Tat, die klare Kraft des Verstandes entreißt unserer Welt noch das letzte Geheimnis. Das Leben ist geradezu erschreckend nüchtern und prosaisch geworden. Und Sie, mein Lieber, tragen in nicht unerheblichem Maße dazu bei.“

„Gut, dass das so ist!“ Mein Freund zuckte verächtlich die Schultern. „Unwissenheit, Aberglaube und Vorurteil sind die schlimmsten Feinde der Menschheit. Neben dem unausrottbaren Hang zur Romantik.“

„Einverstanden, lieber Freund“, versetzte ich. „Aber ist es nicht schade um die Romantik, um die pandmonische Beseeltheit des Kosmos, und sei sie auch nur Illusion? Die Welt besteht nun einmal nicht allein aus Verstand. Sie hat auch eine affektive Seite. Es sind andere Seiten des menschlichen Geistes als der Verstand, die zum Beispiel Ihre vielgeliebte Musik hervorbringen. Und außerdem, will die Welt nicht auch ab und an umschmeichelt, umgaukelt, wenn Sie wollen, betrogen werden? Das ist nun einmal so.“

Holmes' Gestalt war inzwischen hinter dichten Rauchwolken verschwunden. Das Letzte, was ich von ihm in den nächsten zwei Stunden zu hören bekam, waren die Worte *Mein Gott, Watson!* und noch einige Silben unverständlichen Gemurmels, das ich, Gott sei Dank, nicht verstand.

Holmes hatte in den vergangenen Wochen mit der Neuordnung seiner Annalen begonnen, zwei Jahrgänge Zeitungsausschnitte in seine Sammlung eingeklebt, den ersten Satz eines Violinkonzertes komponiert und eine Monographie über *Die Wissenschaft vom Blut im Dienste der Krimi-*

nalistik geschrieben. Zwischendurch wäre er um ein Haar dem verrückten McArdele in dessen Zeitmaschine auf Nimmerwiedersehen in eine andere Dimension gefolgt.*

Die Arbeit an der Monographie über das Blut war begleitet gewesen von Experimenten mit außerordentlich üblen Gerüchen, die von seinem von Säure zerfressenen Tisch aufstiegen. In allen Regenbogenfarben schillerten darauf verschüttete chemische Substanzen. Außerdem korrespondierte mein Freund regelmäßig mit einem Arzt, den ich persönlich nicht kannte. *Dr. med. Karl Landsteiner, Hygienisches Institut, Wien*, hatte ich auf einem der Umschläge als Absender gelesen, aber der Name sagte mir nichts. Ich hätte meinen Freund Arthur Conan Doyle fragen sollen, denn der hatte als junger Arzt ein halbes Jahr in Wien verbracht bei dem letztendlich vergeblichen Versuch, sich auf Ophtalmologie zu spezialisieren.

*

Der Juli ging zu Ende. Ich war gerade enttäuscht aus der Stadt zurückgekehrt, nachdem ich vergeblich eine sensationelle Ausstellung in der Regent Gallery hatte besuchen wollen. *Wegen Einbruchs geschlossen*, hatte am Eingang gestanden. Auch gut, hatte ich mir gedacht und den illustrierten Handzettel, durch den ich auf die Ausstellung aufmerksam geworden war, eingesteckt.

*Seltsamerweise ist in der betreffenden, unter dem Namen Conan Doyles erschienenen Geschichte Professor Challenger der Protagonist.

Diese Handzettel verteilten kleine Jungen fast täglich auf den Straßen. Sie warben für musikalische Darbietungen, Theaterspektakel wie das Boxerdrama *The House of Temperley* im Adelphi-Theater, dessen Autor, Regisseur und Produzent kein Geringerer als unser guter Conan Doyle war und der bei dieser Gelegenheit nicht unbeträchtliche Verluste erwirtschaftete,* oder für Circusvorstellungen wie *Buffalo Bill's Wild West*, der seit dem Goldenen Thronjubiläum unserer hochverehrten Queen 1887 in regelmäßigen Abständen über den Großen Teich kam. Wir hatten ihn im Zusammenhang mit dem Treiben eines russischen Nihilisten persönlich kennengelernt.** An Mr Codys Erfolg versuchten zahllose große und kleine reisende Circusunternehmen teilzuhaben. Man konnte geradezu von einer *Seuche* sprechen.

Nach Hause zurückgekehrt, warf ich den Handzettel achtlos auf den Rauchtisch und ließ mich im Sessel nieder. Gleich darauf weilte ich wieder in Transsilvanien. Holmes' Heimkehr nahm ich kaum wahr.

Manchmal sahen wir kleine Schlösser und Türme auf steilen Hügeln, ganz wie man sie in alten Chroniken abgebildet sieht.

„Watson!“

*Hier bringt Dr. Watson oder der Autor, der sich als Dr. Watson ausgibt, etwas durcheinander. *The House of Temperley* (Untertitel: *Das Melodram aus dem Ring*) wurde 1910 von Conan Doyle auf eigene Kosten auf die Bühne gebracht und spielte formidable Verluste ein. Der Tod von Eduard VII. am 6. Mai jenes Jahres und die deswegen ausgerufene Staatstrauer bedeuteten das endgültige Aus für das Stück, das 1913 verfilmt wurde. Vgl. Daniel Stashower, *Sir Arthur Conan Doyle*, Köln 2008, S. 300ff.

**Vgl. *Sherlock Holmes und Buffalo Bill* aus meinem Erzählband *Sherlock Holmes und Old Shatterhand* (BLITZ, 2011).

Zuweilen passierten wir Flüsse und Bäche, die, nach den breiten Geröllstreifen zu schließen ...

„Doktor Watson!“

... wohl häufig aus ihren Ufern treten.

„Ja, Holmes, was gibt's?“

Holmes hielt den Handzettel vom Rauchtisch in der Hand.

„*Die hässlichste Frau der Welt*“, las er vor.

Vorne war ein Wesen abgebildet, das einem Äffchen glich, aber eindeutig menschlicher, ja sogar weiblicher Natur war und ein Frauenkleid mit wildem Muster trug.

„Die hässlichste Frau der Welt“, echote ich abwesend, noch gar nicht ganz in das Hier und Jetzt zurückgekehrt. „Das müsste Sie doch als notorischen Frauenfeind interessieren.“

„Ich bin mitnichten der Frauenfeind, als den Sie mich darzustellen belieben.“ Holmes' Ton, zuvor noch höhnisch, wurde nun ärgerlich. „Ich bitte aus dem Umstand, dass ich unbeweibt bin und es vermutlich auch bis zum Ende meines Erdendaseins bleiben werde, keine falschen Schlüsse zu ziehen. Ich verhalte mich, selbst wenn Sie das mit großer, gelegentlich an Bösartigkeit grenzender Vorliebe leugnen, im Gegenteil Damen gegenüber stets ritterlich und zuvorkommend. Deswegen muss ich jedoch nicht gleich eine von ihnen heiraten.“

„Heiraten nicht ...“, gab ich süffisant zurück, doch Holmes ging nicht darauf ein.

„Wenn ich diesen sensationell aufgemachten Handzettel recht verstehe, handelt es sich bei der angeblich hässlich-

ten Frau der Welt um die öffentliche Zurschaustellung eines von Geburt an verunstalteten menschlichen Wesens durch einen gewissen Theodore Lent, um die Zurschaustellung einer Laune jener Natur, deren Geheimnisse Sie um jeden Preis geschützt wissen möchten. Ich finde das Begaffen dieses unglücklichen Menschenkindes, offen gesagt, eines Gentleman für unwürdig, Watson.“

„Ich will niemanden begaffen, Holmes. Ich interessiere mich aus rein medizinischen Gründen für die Mumie. Hypertrichose ist eine sehr seltene Krankheit.“

„Mumie? Ach so, man vergönnt dieser armen Frau also nicht einmal im Tode ihren wohlverdienten Frieden?“

„Nein. Julia Pastrana war eine Mexikanerin und verschied bereits 1860. Ihr Kind starb kurz nach der Geburt und wurde ebenfalls einbalsamiert.“

Holmes' Wangen begannen sich zu röten. Jetzt hatte sein streitbarer und kampflustiger Geist ein Thema gefunden: mich. Gleich würde er mich mit ein paar gut platzierten Florettstichen niedermetzeln.

„Soll das heißen, dass man sie noch immer zur Belustigung des hochwohlloblichen Publikums durch die Jahrmärkte und Panoptiken schleppt?“

„Ja, man tut es“, erwiderte ich verlegen. „Ich gebe Ihnen recht, Holmes, es ist im Grunde unwürdig, und wenn die Sache korrekt abgewickelt würde, so zeigte man Señora Pastrana nur einem ausgewählten medizinischen Publikum. Aber als der Elefantenmensch John Merrick von Doktor Treves 1884 in London ausgestellt wurde, war ich aus Ihnen bekannten Gründen nicht zugegen. Für einen Arzt ist das

Studium eines so außerordentlich missgestalteten Menschen eine einmalige Gelegenheit! Vielleicht kann man eines Tages solchen unglücklichen Wesen einmal helfen, wenn die Behandlungsmöglichkeiten oder die Operationstechniken weitere Fortschritte gemacht haben. Natürlich wäre es mir auch lieber, ich könnte die Mumie in aller Ruhe in der ruhigen, klinischen Atmosphäre der Royal Anatomical Society ansehen und müsste mich nicht durch einen Haufen grölender Proleten in der Regent Gallery hindurchzwängen. Aber ich kann Sie beruhigen, die Ausstellung war bei meinem Eintreffen geschlossen. Wegen Einbruchs!“

„Es ist und bleibt eine Geschmacklosigkeit, Watson“, erieferte sich Holmes. „Aber manchmal scheinen Einbrüche auch etwas Gutes zu haben. Mmh!“

„Mmh?“, fragte ich, während Holmes sich seinen Alben zuwandte.

„Ausgerechnet Julia Pastrana. Sehr seltsam!“

Ich wollte nicht weiter in Holmes dringen. Womöglich wäre der Disput noch für eine unerquickliche Weile lang weitergegangen. Über Geschmacksfragen soll man bekanntlich nicht streiten. Ich antwortete also nichts und trat nachdenklich ans Fenster, um hinauszusehen.

Ja, die Bosheit und Niedertracht des Menschengeschlechtes! Unten auf der Baker Street sah ich die Menschen vorbeihasten, ruhelos, wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Wie viel hatte sich seit dem Tag unseres Einzuges verändert! Das elegante Klappern der Hufe von Pferden, die Landauer oder Kutschen zogen, ging im Lärm der Automobile unter, die in Wolken von Straßenstaub und schwarzen Abgasen immer

schneller ihren Weg suchten. Seit man vor einiger Zeit das *Rote-Fahnen-Gesetz* abgeschafft hatte und keine Diener mehr vor den Motorwagen herlaufen mussten, um die Fußgänger zu warnen, war dem Geschwindigkeitsrausch keine Grenze mehr gesetzt, und man hatte seine liebe Not, gesund die Straße zu überqueren.* Und wie sehr hatte sich das Verbrechen verändert! Mit dem Einzug der Technik hatte es eine neue Qualität bekommen, war schneller geworden, brutaler, durchbrach die Spielregeln, die früher gegolten hatten, und ich fragte mich, ob die Methoden meines Freundes dieser neuen Qualität noch lange gewachsen sein würden. Ja, vielleicht wohnten tatsächlich so, wie es Robert Louis Stevenson beschreibt, in der Brust eines jeden Menschen zwei Seelen, und nun war die Zeit gekommen, da die böse Seele ans Licht treten und herrschen will. Es waren dieses Mal nicht Sherlock Holmes' Worte, die mich aus meinen Gedanken rissen, sondern das Klingeln des Postboten, den ich die Straße hatte entlangkommen sehen, ohne ihn eigentlich recht wahrzunehmen.

Gleich darauf hörten wir Mrs Hudson mit der Post die Treppe zu unseren Räumen heraufkommen. Sie brachte lediglich einen einzigen Brief. Mein Freund besah sich den Umschlag ausgiebig von außen, dann griff er zu seinem arabischen Dolch, der ihm als Brieföffner diente, trennte den Umschlag auf, entfaltete den Briefbogen, las und schüttelte den Kopf.

*Hier irrt Dr. Watson wieder einmal. Das *Rote-Fahnen-Gesetz* wurde erst 1902 abgeschafft, nicht schon 1897!

„Das ist ein Fall für Sie, Watson, nicht für mich“, meinte er.

„Wieso für mich? Ich bin Arzt. Ist jemand krank? Bei diesem Wetter wäre das nicht verwunderlich.“

„Krank? Physisch wohl nicht. Vielleicht eher im Kopf. Sie sind doch auch eine Art Fachmann für geistige Verrückungen ... jedenfalls toben sich Ihre diesbezüglichen Neigungen an mir aus, und dies, ich wiederhole, scheint mir eher ein Fall für Sie zu sein.“ Er hielt mir das Papier hin.

„Ich bin kein Seelenarzt wie dieser Freud“, brummelte ich, dann begann ich zu lesen.

Sehr geehrter Mr Holmes, ich möchte Sie höflichst bitten, sich eines merkwürdigen Phänomens anzunehmen, das mich seit einigen Tagen beunruhigt. Es handelt sich um einen Lykanthropen. Ich werde mir erlauben, Sie umgehend aufzusuchen.

Es folgten die Adresse und der mir völlig unbekannt Name Albert Prentiss Colthroy.

„Na, da bin ich aber gespannt! Einen Lykanthropen hatten wir noch nicht. Mister Colthroy setzt sehr selbstherrlich voraus, dass ich das hochgestochene Wort *Lykanthrop* kenne. Warum schreibt er nicht einfach *Werwolf*? Dazu ist sein Brief trotz, oder wegen, seiner präzisen Formulierungen von fast unhöflicher Kürze, und viel Zeit, uns auf seinen Besuch vorzubereiten, lässt er uns auch nicht. Das scheint er zu sein.“

Energisch wurde die Hausglocke betätigt, und einige Augenblicke später meldete Mrs Hudson einen Besucher. „Er will aber nicht sagen, weswegen er kommt.“

„Das hat nichts zu bedeuten, Misses Hudson“, erwiderte Holmes. „Ist er womöglich außerordentlich stark behaart?“

„Nein, Sir, glatt rasiert, wie es sich gehört. Warum?“

„Dann lassen wir bitten.“

Sie führte einen sehr vornehmen, leicht überheblich wirkenden Gentleman mit einem kleinen Reisekoffer in der Hand herein, der seinen Hut abnahm und sich steif verneigte.

„Colthroy, Albert Prentiss Colthroy“, stellte er sich vor. „Ich habe mir erlaubt, Ihnen meinen Besuch schriftlich anzukündigen.“

„Sie sind Apotheker, wie ich sehe, Mister Colthroy“, sagte Holmes statt einer Antwort.

„Ach, Sie kennen mein Geschäft?“, fragte unser Besucher. Er stellte seinen Koffer ab und ließ sich auf dem von Holmes gewiesenen Stuhl nieder.

„Aber ich bitte Sie, Mister Colthroy, ich brauche Ihr Geschäft nicht zu kennen, um zu wissen, von welcher Profession Sie sind. Ihre Krawatte weist Sie als Absolventen der königlichen Schule für Pharmazie aus, und das Abzeichen mit dem Mörser und dem Stößel an Ihrer Uhrkette belegt, dass Sie Ihrem erlernten Beruf auch nachgehen. Außerdem weisen einige Verfärbungen an Ihren Fingerspitzen, Kaliumpermanganat der Farbe nach, auf Ihren Umgang mit chemischen Substanzen hin.“

„Gütiger Himmel, man hat mir nicht zu viel von Ihnen berichtet!“ Er machte eine kleine Pause. Holmes sah ihn herausfordernd an. „Wie soll ich beginnen? Warten Sie, am

besten so: Ich habe eine Apotheke in London, wohne aber etwas außerhalb, in Matthew's Hall, einem ererbten Anwesen mit Park und sehr altem Baumbestand. Mir fehlen leider die Zeit und die Mittel, es so zu pflegen, wie es seinem Alter und seiner Geschichte nach angemessen wäre. Der Park ... nun, vielleicht wäre *vollständig naturbelassen* der richtige Ausdruck.“

Holmes machte eine ungeduldige Kopfbewegung. Ich wusste, er hatte sich bereits über das in Colthroys Brief vorgebrachte Anliegen geärgert.

Der Apotheker räusperte sich. „Seit einigen Tagen halte ich mich, anders als früher, nicht mehr in meinem Park auf, denn es haust offenkundig jemand darin. Genauer gesagt, ein haariges Ungeheuer auf zwei Beinen, bekleidet mit einer Hose, einer alten Jacke und einem großen Hut. Ich habe es selbst gesehen, wie es sich an den Brombeeren delektierte. Ein Wesen wie nicht von dieser Welt. Wie aus einem Schauerroman! Ah, ich sehe, Sie besitzen ein Exemplar des *Dracula*. Ob ich es mir einmal ausleihen dürfte, wenn Sie es gelesen haben?“

„Verzeihen Sie, lieber Herr“, antwortete ich, nun ebenfalls heftiger reagierend, „aber ich pflege Bücher niemals auszuleihen!“

„Ganz offenkundig sind Sie ein ausgemachter Geizkragen, Mister Colthroy!“, sagte Holmes. „Nicht nur, dass Sie die Anschaffung eines Buches für zu teuer empfinden, wenn Sie verreisen, sparen Sie auch gerne das Trinkgeld.“

Holmes' Entgegnung verblüffte mich ebenso wie unseren Gast.

Dem Apotheker klappte wahrhaftig der Unterkiefer herunter. Außerdem lief er rot an. „Ja, das stimmt, ich gebe auf Reisen aus Prinzip keinen Penny. Niemand soll aus dem Umstand, dass ich irgendwohin als Fremder komme, Profit ziehen. Aber das können Sie unmöglich wissen. Es sei denn, Sie kennen mich, ohne dass ich ...“

„Ich kenne Sie nicht, aber ich weiß, was ich sehe und höre, und ziehe meine Schlüsse daraus. Darf ich Ihnen meine Lupe anbieten? Hier, bitte! Der Messingbeschlag auf der Ecke Ihres Kofferchens. Sehen Sie die kleine, mit einer Messerspitze oder einer starken Nadel eingeritzte Markierung in Gestalt eines Pfeils, der zur Ecke hinzeigt? Daran kann jeder Domestike in der ganzen Welt Ihren Geiz ablesen.“

„Mein Koffer ist markiert?“

„Wenn Sie so wollen. Man nennt es *Gaunerzinken*. Vielleicht haben Sie schon an einem Hoftor oder einer Haustür geheimnisvolle Kreidezeichen gesehen, zum Beispiel einen Kreis, ursprünglich wohl eine Null. Das bedeutet: *Hier gibt es nichts!* Landfahrer hinterlassen damit Hinweise für ihre Kollegen. Die Bedeutung ist dieselbe wie der Pfeil auf Ihrem Koffer. Sie werden damit in aller Welt als Geizkragen erkannt. Und nun verlangen Sie, dass ich das böse, böse Tier aus Ihrem Garten scheuche? Womöglich umsonst?“

Colthroy war verlegen. „Es mag Ihnen dumm vorkommen ...“

„Aus nichts kann man mehr lernen als aus den Dummheiten anderer Menschen. Vielleicht sollte ich mich öfter mit Ihnen unterhalten, Mister Colthroy.“